UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

2. JAHRGANG · FOLGE 7
BERLIN, 30. MÄRZ 1943

WENN WIR DIE GESCHICHTE DER KRIEGE DURCHLAUFEN, SO FINDEN WIR, DASS ZU ALLEN ZEITEN NICHT NUR DIE PHYSISCHEN KRÄFTE ENTSCHIEDEN, SONDERN DASS ES EBENSOSEHR AUF DIE MORALISCHEN ANKAM

SCHARNHORST

BRÜCKENKOPF Afrika

VIER MONATE KAMPF IN TUNESIEN

Seit die ersten deutschen Fallschirmspringer und Luftlandetruppen von den Häfen Tunis und Biserta Besitz ergriffen, sind mehr als vier ereignisreiche Monate ins Land gegangen. Was damals von den über ihre leichten Erfolge in Marokko und Algier schon in einem Siegestaumel befangenen Gegnern als ein verzweifelter Versuch der Achsenmächte angesehen wurde, nämlich lediglich als ein Manöver zur Behinderung der nordamerikanischen Invasion, stellt sich heute aller Welt als ein ebenso kühnes wie weiträumiges Unternehmen von größter strategischer Bedeutung dar. Die Ausdehnung des Operationsbereichs der Achsenmächte auf das ganze Gebiet der französischen Kolonie Tunis und die Vereinigung mit der Armee Rommel machte fürs erste den Hauptplan der Gegner zunichte, der eingestandenermaßen darin bestand, die Achsenstreitkräfte in Afrika durch den beiderseitigen Angriff aus Ägypten und aus Algier völlig zu vernichten, um dann, nach der Eroberung ganz Nordafrikas, den Sprung übers Mittelmeer in die vermeintlich nur leicht geschützte Südflanke der Festung Europa zu wagen.

Man kann es den nordamerikanischen und englischen Strategen durchaus zugestehen, daß dieser weitgefaßte Plan auch nach der geglückten Landung der ersten Achsenstreitkräfte im Brückenkopf Tunis-Biserta noch sehr viel Erfolgsaussichten hatte. Denn damals, Anfang November vorigen Jahres, glich der Brückenkopf der Achse einer schmalen Einbruchsstelle, die so ziemlich von allen Seiten von den heranrückenden feindlichen Streitkräften umklammert war. Die 1. britische Armee des Generals Anderson hatte sich bereits über Mateur und Teburba bis auf einen Tagmarsch an Biserta und Tunis herangearbeitet, nordamerikanische und englische Fallschirmtruppen waren im Süden von Tunis bei Depienne gelandet, die ganze fast 600 Kilometer lange Ostküste Tunesiens lag schutzlos vor der gegen Osten vorrückenden amerikanischen 5. Armee des Generals Clark und vor der gaullistischen Kampfgruppe des Generals Leclerc, die vom Tschadsee aufgebrochen war, um der noch am Halfayapaß kämpfenden Armee Rommel den Rückweg abzuschneiden und die erst im Jahre 1938 errichtete französische Befestigungslinie vor der tripolitanischen Grenze, die sogenannte Marethlinie, zu besetzen. Die Engländer und Amerikaner schienen sich ihres Erfolges so sicher zu sein, daß sie sich Zeit ließen, um an die frei vor ihnen liegende Ostküste Tunesiens vorzustoßen. Aber schon bekamen sie vor Tunis und Biserta zu spüren, daß die Besitzergreifung Tunesiens kein Spaziergang sein würde. In den ersten Dezembertagen trat ihnen bei Teburba überraschend die Panzerdivision des inzwischen gefallenen Eichenlaubträgers General Fischer entgegen, die auf dem Seewege in Tunis eingetroffen war. Die Engländer wurden vernichtend geschlagen und bis Medjez-el-Bab zurückgeworfen.

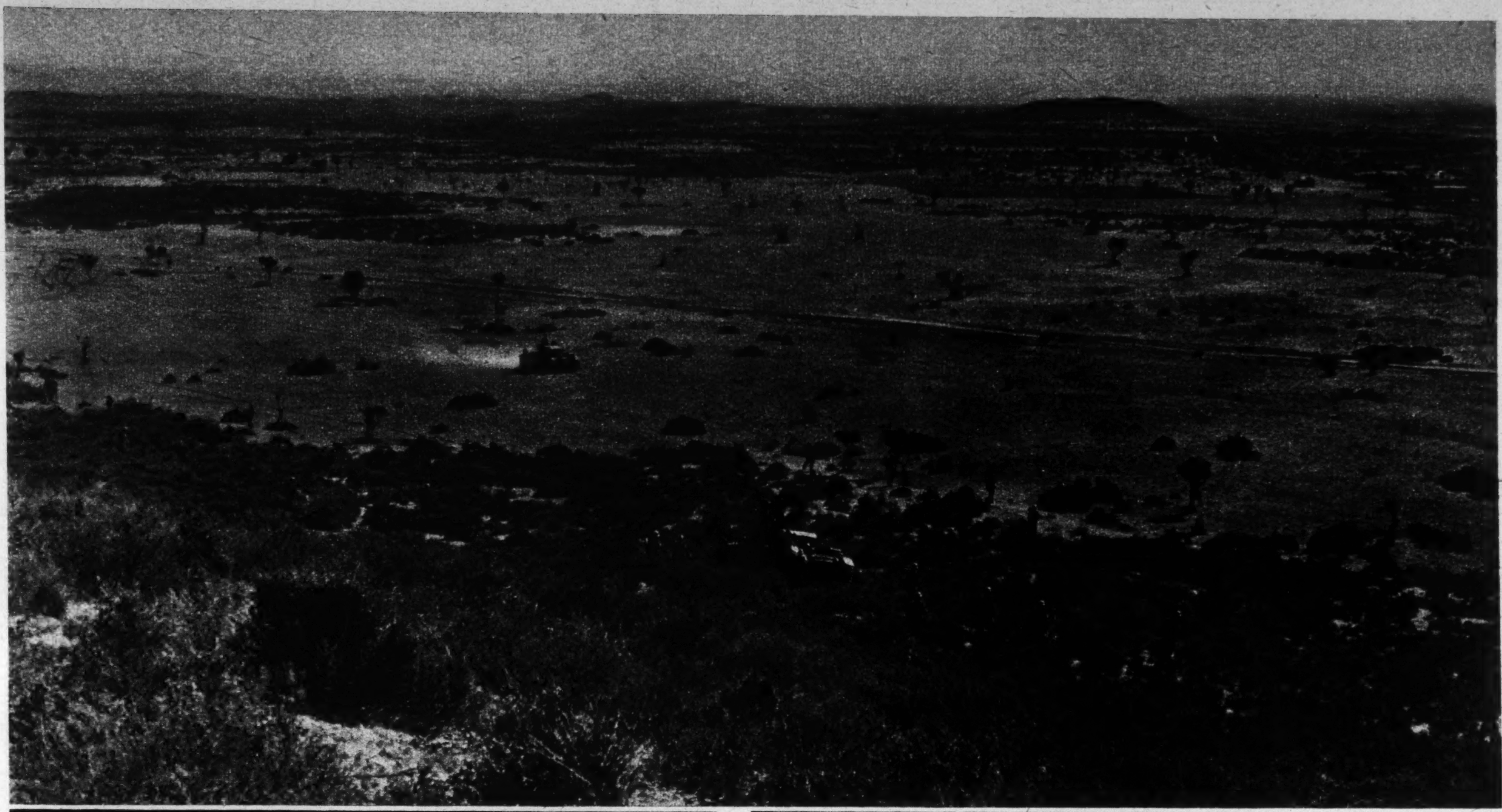
Warum jetzt, da auf Feindseite schon die erste Ernüchterung eingetreten sein mußte,

Oben: In einem Palmenhain rasten die Männer des Panzerspähwagens, die, oft auf sich selbst gestellt, das weite Wüstenland durchstreifen

Unten: Von arabischen Kameltreibern geführt, bringt eine Karawane Nachschub in die vordersten Stellungen des tunesischen Hochlandes

Unser Titelbild: Keiner versteht den anderen und doch verstehen sie sich

Aufnahme von Kriegsberichter Heidrich



Vormarsch einer Vorausabteilung am tunesischen Gebirgsrand, dessen Gestrüpp durchkämmt wird. Im Gegensatz zum Küstenstreifen ist das Hochland unfruchtbar

Aufnahmen der Kriegsberichter Koch (3), Pirath und Heidrich

die Gegner noch immer nicht zur Ostküste Tunesiens vorstießen, ist vor der Hand noch ein Rätsel. Volle vier Wochen vergingen, ehe sich der Gegner zu einem Vorstoß entschloß, dessen Ziel die Hafenstadt Sfax war. Von Süden aus wurden nun gaullistische Streitkräfte Anfang Januar vorgetrieben, um nach Umgehung der großen Salzseen die Küste zu erreichen. Hatten die Gegner keine Kenntnis davon, daß schnelle deutsche und italienische Verbände schon Anfang Dezember, nach dem Gefecht bei Teburba, entlang der Küste nach Süden vorgestoßen, die Häfen Susa und Sfax besetzt und sich sogar bis Gabes vorgearbeitet hatten? Jedenfalls mag es für die gegnerische Führung eine böse Überraschung gewesen sein, als die gaullistischen Truppen knapp vor der Küste auf starken Widerstand stießen, zurückgeworfen wurden und zusehen mußten, wie die Achsenstreitkräfte die entscheidend wichtige Marethlinie vor ihren Augen besetzten, desgleichen auch die strategisch nicht minder bedeutsamen Landengen zwischen dem Schott-el-Djerid und dem Golf von Gabes.

In der Zwischenzeit hatte sich die Armee Rommel auch über die El-Agheila-Stellung hinaus nach Tripolitanien zurückgezogen. Rommels Gegner, General Montgomery, hatte vorher eine große Entscheidungsschlacht bei El-Agheila angekündigt, mit dem Bemerken, daß sein Ziel nicht die Eroberung von weiterem Wüstengelände, sondern die Vernichtung der Achsenstreitkräfte sei. Nun mußte er zugestehen, daß die angekündigte Entscheidungsschlacht wiederum „ins Wasser gefallen" sei. Die Besetzung der Marethlinie durch die tunesische Gruppe der Achsenstreitkräfte wurde dadurch als ein Schachzug von ganz ungewöhnlicher Bedeutung erkennbar, nämlich als die Sicherung der Vereinigung der beiden noch durch eine Landstrecke von fast 1000 Kilometer getrennten Achsenstreitkräfte. Eine weitere Bestätigung, daß der Brückenkopf Tunis ganz systematisch für die Aufnahme und Rückensicherung der Rommel-Armee ausgebaut wurde, lieferte der kühne deutsche Panzervorstoß gegen den mitteltunesischen Stützpunkt Pont du Fahs, durch den der „deutsche Korridor" wesentlich erweitert wurde.

Nun stellten die Gegner im Raume nördlich und westlich der Salzseen, bei Gafsa, starke nordamerikanisch-gaullistische Kampfgruppen bereit. Sie hatten offenbar die Aufgabe, den deutschen Korridor in Mitteltunesien zu durchbrechen und die Besatzung der Marethlinie von ihren Hauptkräften in Nordtunesien zu trennen. In diese Bereitstellung des Feindes stieß Mitte Februar überraschend der Angriff der Achsenkräfte hinein. Man hatte es offenbar im gegnerischen Lager für ausgeschlossen gehalten, daß in dem zerklüfteten Berggelände bei dem eben herrschenden Dauerregen ein größerer Gegenstoß möglich sein würde. Schon im ersten Ansturm wurde der Feind bis auf den Stützpunkt Faid zurückgeworfen. In drei Stoßkeilen drangen die Achsentruppen tief in den Bereitstellungsraum der nordamerikanischen 5. Armee ein. Nun entwickelte sich das erste ernsthafte Treffen mit nordamerikanischen Truppen, deren Nerven sich besonders den deutschen Stukaangriffen nicht gewachsen zeigten. Die wichtige Straßenkreuzung Sidi-bu-Zid wurde im raschen Ansturm erobert, die in ungeregeltem Rückzug zurückflutenden amerikanischen Einheiten wurden unter schwersten Verlusten an Menschen und Material bis über die Wüstenstadt Gafsa hinaus verfolgt und die Enge zwischen den beiden großen Salzseen besetzt und gesichert. Eine andere deutsche Stoßgruppe war inzwischen von Faid aus gegen Nordwesten vorgestoßen, nahm den wichtigen Straßen- und Bahnknotenpunkt Sbeitla in Besitz und kämpfte sich dann in westlicher Richtung entlang der Bahnlinie bis zu dem Kasserine-Paß vor. Durch diesen kühnen Angriff wurde der ganze mitteltunesische Raum bis nahe an die algerische Grenze vom Feinde gesäubert, der deutsche Korridor abermals wesentlich erweitert und vor allem die beiden Verteidigungslinien zwischen dem Meer und den Salzseen und in der Marethlinie gegen die geplante Umgehung vom Nordwesten her gesichert.

Neben ihren schweren Verlusten an Toten, Verwundeten und Gefangenen sowie an Kriegsmaterial büßten die Gegner dabei drei Flugplätze ein, von denen allein aus die

Oben: Nach den großen Panzerschlachten sind die Wracks erledigter Feindpanzer von besonderem Interesse. Der Gegner hat sich hier mit vielen Modellen zum Kampf gestellt

Unten: Oft sind Bäche und kleine Flußtäler, die sich tief in Fels und Geröll eingefressen haben, die einzigen befahrbaren Wege. Hier bewährt sich besonders der Volkswagen

Küste zwischen Sfax und Biserta erreicht werden konnte. Noch stärker aber fällt ins Gewicht, daß damit zwischen die 8. britische Armee Montgomerys, die den Truppen Rommels bis vor die Marethlinie gefolgt war, und den nordamerikanisch-englischen Streitkräften in Algier ein breiter Keil gelegt wurde, der es vor allem unmöglich macht, daß der Nachschub für die englische Ägyptenarmee künftig über die Atlantikroute nach Nordafrika geleitet werden und so der Riesenumweg um ganz Afrika, das Rote Meer, den Suez und das östliche Mittelmeer entlastet werden kann. Alle diese Nachteile für den Gegner werden jedoch noch in den Schatten gestellt durch den kaum abschätzbaren Erfolg, daß es trotz der beiderseitigen nordafrikanischen Feindoffensive gelang, die Masse der Armee Rommel mit den Kampfgruppen des Stützpunktes Tunis zu vereinigen und so einen soliden Querriegel zu bilden, der von der doppelten Verteidigungslinie im Süden Tunesiens über die enge Meeresstraße nach Sizilien führt und verhindert, daß das Mittelmeer wiederum zu einer durchgehenden Hauptnachschubstraße der Feindmächte wird.

Schon zu Beginn der Kämpfe in Tunis, Mitte Februar, hatte der „Daily Herald" das bedeutsame Urteil gefällt: Auf Tunis allein komme es an, wenn man Tunis nicht vollständig in die Hände bekomme, dann habe die ganze nordafrikanische Offensive ihr eigentliches Ziel nicht erreicht. Ohne den weiteren Entwicklungen, die jetzt nach dem Ende der Regenperiode nicht auf sich warten lassen werden, vorzugreifen, kann man sich diesem englischen Urteil anschließen. Der Brückenkopf Tunis steht. Alles Weitere wird die Zukunft lehren.

FRIEDRICH WILHELM HYMMEN

Der Verwundete und das Leben

DEUTSCHE DICHTER SCHREIBEN AN FRONTSOLDATEN (VI)

Friedrich Wilhelm Hymmen ist Westfale, lebt aber seit einigen Jahren in Berlin. Er ist 1913 in Soest geboren und erlebte als 23jähriger die Uraufführung seines ersten Stückes, der Tragödie „Der Vasall". Bekanntgeworden ist er vor allem durch die Tragödie „Die Petersburger Krönung" und durch sein Büchlein „Briefe an eine Trauernde", das allen Frauen, die ihren Mann oder Sohn im Felde verloren haben, Trost geben will. Hymmen hat als Infanterist den Frankreichfeldzug und den Ostfeldzug mitgemacht, bis ihn eine schwere Augenverwundung zum Ausscheiden aus der Wehrmacht zwang.

Lieber, guter Georg!

Dein Brief hat mich sehr erschreckt. Durch zwei Lazarette sind wir gemeinsam gegangen, haben monatelang in der gleichen Stube Nr. 137 gelegen, haben gemeinsam Schmerzen erduldet und unsere Späße gemacht, — und haben eigentlich nie über das gesprochen, was uns zutiefst bewegte, nämlich über die völlige Wandlung unseres Lebens, die unsere Verwundung mit sich gebracht hat. Wohl haben wir oft überdacht, welche Berufsumschulung wohl die günstigste sei und wie man sich weiterbilden könne, aber einem Gespräch über, wie ich sagen möchte, unsere menschliche Umschulung sind wir immer ausgewichen. Und jetzt, wo Du Ostern entlassen werden sollst, schreibst Du: „Ich habe richtig Angst vor meiner Entlassung, als ob das Leben mir feindlich wäre ..."

Nun könnte ich es mir ja leicht machen und sagen, daß wir es als Soldaten ja gewohnt sind, einen Feind anzugreifen und die Angst vor solchen gefährlichen Entscheidungen zu überwinden. Aber es hilft hier ja kein Draufgängertum, sondern nur die Besinnung, denn das Drohende, Feindliche, das die Rückkehr in das fremdgewordene und neue Leben so erschwert, ist ja nur in uns selbst zu überwinden. Tapferkeit und geduldige Standhaftigkeit gehören allerdings auch zu diesem Überwinden. Ich habe übrigens nicht die geringste Sorge, daß Du nicht auch dahin kommen wirst, ganz Herr Deines Geschickes zu werden. Ich habe ja, genau so wie Du offenbar jetzt, solche Augenblicke und Tage qualvoller Zweifel und bitterer Mutlosigkeit durchgemacht, weil mir doch das genommen ist, was den Kernpunkt meines Schaffens auszumachen schien, die Fähigkeit nämlich, zu lesen und zu schreiben, die Fähigkeit schließlich auch, zu malen und nach Noten zu musizieren. Aber wie für mich, so wird auch für Dich die Stunde kommen, wo Du entdeckst, daß das nicht das Wichtigste ist, was wir verloren haben. Wir leben, wir haben Herz und Verstand behalten, und wir können noch viel leisten, wenn auch auf eine andere Weise, als wir es uns vor Jahren gedacht hatten.

Erinnerst Du Dich noch an den kriegsblinden Kameraden im Reservelazarett 132, der beide Augen und dazu einen Arm und die linke Hand halb verloren hatte? Er hatte es wahrhaftig schwer, und er war in den ersten Wochen stets in einer saugroben, oft verzweifelten Stimmung. Bis man ihm eine Schreibmaschine konstruiert hatte, bei der er z. B. die Umschaltung mit dem Fuß bedienen konnte. Und als er seiner Verlobten den ersten Brief selbständig geschrieben hatte, war er wie durch ein Wunder plötzlich obenauf. Er war gleichsam wieder Mensch geworden, war dem Leben zurückgewonnen. Diese Schreibmaschine war für ihn so etwas wie eine Brücke geworden, die ihn zum verloren geglaubten Selbstbewußtsein und Selbstgefühl, zur Freiheit des eigenen Lebensraumes zurückgeführt hat.

Wieviel leichter haben es dagegen wir, diese Freiheit des Selbstgefühls zurückzugewinnen! Wenn du erst in Deiner Behörde an Deinem Arbeitstisch sitzst und Dich an die ungewohnte Umgebung und die fremde Arbeitsweise gewöhnt hast, wirst Du ja bald diese erste Erfahrung machen, die all unsere verwundeten Kameraden gemacht haben, daß uns nämlich zum Feierabend das Bewußtsein, etwas geschafft zu haben, eine Leistung und ein Ergebnis des Tages vorweisen zu können, ganz glücklich macht. Sieh, Du liegst doch jetzt anderthalb Jahre in Lazarettpflege, und was Dich jetzt so bedrückt, ist einfach diese Fruchtlosigkeit Deiner Tage. Wenn Du auch lernst und in Deiner Umschulungsausbildung weiterkommst, so bleibst Du dabei ja doch immer in Deinem engsten Bezirk, ohne das kleinste Wirkungsfeld zu haben. Und schon deshalb müßtest Du Dich auf die Rückkehr ins Leben doch freuen, weil Du da endlich wieder Deinen Mann stehen kannst, weil Du etwas Ordentliches schaffen kannst und nicht mehr wie ein Zuschauer außerhalb des vielfältigen Gewebes der deutschen Arbeits- und Kriegsanstrengung stehst.

Feindlich scheint Dir das Leben nur, weil es mehr von Dir verlangt als früher, wo alles so selbstverständlich und bequem seinen Gang zu nehmen schien. Von wem aber mehr verlangt wird, der ist aus der Masse herausgehoben und auf eine höhere Rangstufe gestellt. Nur der oberflächliche, kleinbürgerlich mittelmäßige Mensch wird von einem Leben befriedigt, das ganz im Flachen und Bequemen, im Geregelten und Sicheren verläuft, wo am wenigsten die Kraft der Persönlichkeit und des Willens einzusetzen ist. Natürlich kann niemand von Dir verlangen, daß Du über Deine Versehrtheit strahlend glücklich bist, als ob Dir nichts Besseres hätte begegnen können. Nein, es ist schon ein ganz verdammter Mist, — aber das Fluchen hilft uns ja nicht weiter. Und wenn wir auch nicht glücklich über unsere Beschwernis sein können, so wollen wir doch stolz darauf sein. Ich sage Dir gleich warum. Nicht nur, weil wir zum Siege beigetragen haben und nun so sichtbar mit Bestand und Leben unseres Volkes verbunden sind, — auch weil wir einen ganz neuen Wirkungskreis erreicht haben, den viele von uns noch gar nicht entdeckten.

Eins ist zunächst dazu die Voraussetzung: Wir müssen das, was uns auferlegt ist, bejahen. Sonst bleiben wir in Bitterkeit und Mißmut stecken, in einer fruchtlosen und stumpfsinnigen Klage um das Verlorene, das uns ja doch niemand wiedergeben kann. Solange wir uns gegen unser Schicksal, das nun unabänderlich eine neue Lebensweise von uns verlangt, auflehnen, solange wir uns wehren, müssen wir verzweifeln und im Haß gegen unser eigenes Dasein zugrunde gehen. In dieser Verneinung dessen, was uns als Aufgabe, sozusagen als Gefechtsauftrag auferlegt ist, zeigen wir uns als schwach, schwächer als unser Schicksal, das wir doch überwinden und meistern wollen, das wir bändigen wollen, wie einen Gegner, der stärker scheinen möchte als wir. In der Verneinung zerbrechen wir, in der Bejahung aber, mit der wir unser Schicksal auf uns nehmen und nun zusehen, was sich daraus machen läßt, scheinen wir uns zwar zu beugen, aber wir überlisten dabei gleichsam die Tücke des Schicksals und schlagen ihr ein Schnippchen. So leicht soll es uns nicht unterkriegen. Und so wollen wir nicht mehr so viel daran denken, was wir verloren haben, sondern wollen sichten, was uns an Kraft noch geblieben ist. Und das ist immer noch so viel, daß wir zwei volle Leben damit führen könnten und das Leben eines gefallenen Kameraden noch dazu. In ihrer Schuld stehen wir ja alle, und was sie begonnen und gewollt haben, ist ja auch uns auferlegt.

Diese ernste Bejahung unseres Geschicks, dieser Wille, es zu bändigen, ist allerdings die Voraussetzung aller Rückkehr ins Leben. Und wenn Du das gewonnen hast, wirst auch Du den neuen Wirkungskreis entdecken, das geheimnisvolle Kraftfeld, von dem ich eben sprach. Ein ganz neues Lebensglück tut sich Dir nämlich auf, das Glück, nicht mehr nur durch die Arbeitsleistung, durch das tägliche Schaffen in die Breite zu wirken, sondern durch den Rang und durch das Beispiel Deiner Persönlichkeit. Die Menschen sehen auf Dich, sie erkennen schon an Deinem verbrannten Gesicht, wer Du bist, Du weißt das ja, und Du weißt ja auch, wie widerlich neugierig und, was noch unerträglicher ist, mitleidig sie dann sind. Das sei Dein erster Grundsatz, wenn Du wieder unter den Menschen bist: laß Dich nicht durch Mitleid erniedrigen, laß Dich nicht beleidigen durch wohlwollende Barmherzigkeit, und wenn sie noch so freundlich und verlockend scheint. Denn dann wird Dir Dein Stolz genommen und Deine Freiheit. Sei Du vielmehr derjenige, der gleichsam mit jenen Mitleid haben könnte, die ein so kleinmütiges Leben führen, daß sie schon ein leiser Windhauch umblasen kann, wo Du noch im Sturm zu stehen gewohnt bist. Du bist der Stärkere, nicht jene, die sich um Dich mühen wollen.

Das ist jetzt Deine Aufgabe und tatsächlich ein Gewinn Deiner schweren Verwundung, daß Du im Leben, das Dich nun erwartet, Beispiel sein kannst. Das sei Dein Glück, die Zweifelnden mitzureißen, die Trübseligen und Schwachen zu beschämen. Ja, schamrot sollen sie werden, wenn sie auf Dich blicken, weil sie Dein helles Lachen hören, wo sie selbst wehleidig und stumpfsinnig Trübsal blasen. Schamrot sollen sie werden, wenn wir ihnen in Gradheit, Würde und Leistung vorleben, wo sie selbst sich am liebsten in einem Sanatorium zur Ruhe setzen möchten, sobald sie nur ein wenig Rheumatismus verspüren. Wo unsere Mitbürger den Kopf hängen lassen und schier verzweifeln, weil es ihnen nicht möglich ist, eine Krawatte zu erwerben, da sollen sie auf uns sehen und ganz still werden. So wollen wir Verwundeten wie eine Erzieherschaft im deutschen Volke wirken, nur durch unser Beispiel, nur durch unsere männliche und frohgemute Haltung.

Das klingt so einfach, ja, vielleicht klingt es Dir zu geringfügig, aber, Georg, hier sollte für Dich die Brücke sein, die Dich zum Leben zurückführt und Dich mit alledem versöhnt, was Dich dort an Fremdem und Feindlichem erwartet. Es ist eine Aufgabe, die Dich, wenn Du sie erst ergriffen hast, begeistern wird. Leicht ist diese Aufgabe nicht, aber leichte Aufgaben wollen wir ja auch nicht, wir wollen ja nicht das Milde, Sanfte und Bequeme des Lebens, auch wenn es uns manch törichter Außenstehender geradezu aufdrängen möchte. Oder wolltest ausgerechnet Du irgendwo in einem Winkel sitzen und Dich pflegen lassen, Dein Leben im Grunde vergeudend, ohne es bis zur Neige auszuschöpfen und handelnd einzusetzen?

Im Grunde ist es uns ja leicht gemacht, denn, und das war uns beiden ja anfangs so unangenehm, man sieht nach uns, man achtet auf unsere Haltung, unsere Rede und unsere Gesinnung. Und — auch das wissen wir beide —, man nimmt von uns oft an, daß wir bedauernswerte Menschen sind, die man bemitleiden muß. Deshalb nimm Dir dies eine vor: Die sollen Augen machen! Ja, mache das sozusagen zu Deiner Losung: Schamrot sollen sie werden.

Wenn Du nun entlassen wirst und den ungewohnten Zivilrock wieder anziehst, so kannst Du zunächst getrost bei der Meinung bleiben, daß dieses neue Leben für Dich ein Feind sei, aber ein Feind, den Du schlagen kannst, und den Du, wie ich Dich und Deine Hartnäckigkeit kenne, auf jeden Fall schlagen wirst. Wenn ich mit meiner Frau in der nächsten Woche ins Lazarett zum Kameradschaftsnachmittag komme, wollen wir darauf anstoßen. Aber wehe Dir, wenn Du dazu nicht in Deiner alten Weise lachst. Grüße Schwester Elsbeth herzlich und den Jupp!

Immer Dein F. W.

Im Kampf mit Schnee und Schlamm

An fast allen Teilen der Ostfront ist in diesem Jahre das Tauwetter früher eingetreten als nach dem Winter 1941/1942. Aber noch ist der Boden gefroren, so daß das Schmelzwasser nur langsam verläuft und versickert. Die Schlammzeit verlangt noch einmal größte Anstrengungen von den Kämpfern und ihrem Material, zwingt sie, oft bis zu den Hüften in Wasser und Schlamm stehend, härteste Kämpfe zu führen. Auch diese Zeit ist jedoch bald zu Ende. Es werden dann die Monate beginnen, in denen der Soldat wieder „Bewegungsfreiheit" hat, die Monate, in denen der Kampf nicht mehr gegen den zweiten Gegner im Osten geführt zu werden braucht, sondern nur noch gegen einen — den Sowjet

Schneeplacken im quirlenden Schmelzwasser. Unübersehbar, fast wie ein winterliches Wattenmeer liegt die Steppe vor der vorgehenden Gruppe

Eine zischende Dampfwolke, eine breite Bugwelle vor dem Kühler, unversehens hat sich der Weg in einen Fluß verwandelt, der noch von hohen Schneewällen umsäumt ist

Werkzeug raus und rein in den Schlamm! Wenn der Brei auch durch alle Knopflöcher dringt, die „Karre" muß wieder flott werden, denn die Meldung eilt

Aufnahmen: Henisch, Herber und Schmidt-Scheeder

Großkraftwerk Geschütz

Da beim Schießen die Vorgänge im Innern einer Waffe im Prinzip die gleichen sind wie bei einem Auto- oder Flugmotor, so wollen wir uns einmal überlegen, welche Leistung, ausgedrückt in PS, mit einem Schuß eigentlich vollbracht wird. Beim Motor drücken die durch Verbrennung eines Benzin-Luft-Gemisches erhitzten Gase den Kolben im Zylinder abwärts, beim Geschütz sind es die Pulvergase, die das Geschoß, sozusagen auch als Kolben in einem Zylinder, nämlich dem Geschützrohr, vorwärts treiben. Beim Motor werden dann die auftretenden Kräfte auf die Räder übertragen, während beim Geschütz die Energie dem Geschoß aufgezwungen wird. Hierdurch erreicht das Geschoß seine hohe Geschwindigkeit. Die dabei geleistete Arbeit errechnet sich aus dem Geschoßgewicht (G) und der Geschwindigkeit (v), die das Geschoß beim Verlassen des Geschützes besitzt. Nach einem Gesetz der Mechanik, das hier nicht weiter entwickelt werden soll, ist A (Arbeit) $= \frac{G v^2}{2 g}$. Dabei ist g die Beschleunigung, die durch die Anziehungskraft der Erde hervorgerufen wird.

Wir sehen also, daß sich die Arbeitsleistung eines Geschosses ohne weiteres berechnen läßt. Nehmen wir einmal die schwere Feldhaubitze 18, deren Geschoß bei einem Kaliber von 15 cm 43,5 kg wiegt und eine Anfangsgeschwindigkeit von 520 m in der Sekunde erreicht. Die dafür aufgewendete Arbeit beträgt nach der oben erwähnten Formel 588 000 Meterkilogramm. Das ist ungefähr die gleiche Arbeit, die von dem Motor eines 60-Tonnen-Panzers geleistet wird, wenn der Panzer einen Hügel von 10 m Höhe erklettert. (Von der Reibung auf dem Boden, die der Motor dabei zu überwinden hat, sei hier einmal abgesehen.) Ein schönes Stück Arbeit, aber mit einem Kraftwerk ist sie noch nicht zu vergleichen!

Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß diese Arbeit in der schweren Feldhaubitze in der kurzen Zeit von etwa $^1/_{70}$ Sekunde, während der das Geschoß das Rohr durchfliegt, geleistet wird. Von einer Leistung aber können wir erst sprechen, wenn wir die Zeit, in der die Arbeit verrichtet wird, berücksichtigen. Die Leistung wird gewöhnlich in PS gemessen; ein PS aber wird geleistet, wenn die Arbeit von 75 Meterkilogramm in einer Sekunde verrichtet wird. Wenn wir diese Rechnung bei unserem Geschütz durchführen, so stellen wir fest, daß es 550 000 PS leistet. Das ist eine Leistung, die kaum von unseren größten Kraftwerken erreicht wird. Die größten bisher gebauten Dampfturbinen besitzen eine Leistung von etwa 136 000 PS. Man müßte also vier solcher Riesenturbinen aufstellen, um die Leistung einer einzigen Feldhaubitze zu errechnen. Dabei ist diese Haubitze, wie jeder weiß, noch nicht einmal eins unserer schwersten Geschütze. Ein Ferngeschütz mit einer Schußweite von 120 km würde zum Beispiel 3,2 Millionen PS leisten. Ein Kraftwerk mit der gleichen Anzahl PS aber gibt es im Augenblick noch gar nicht.

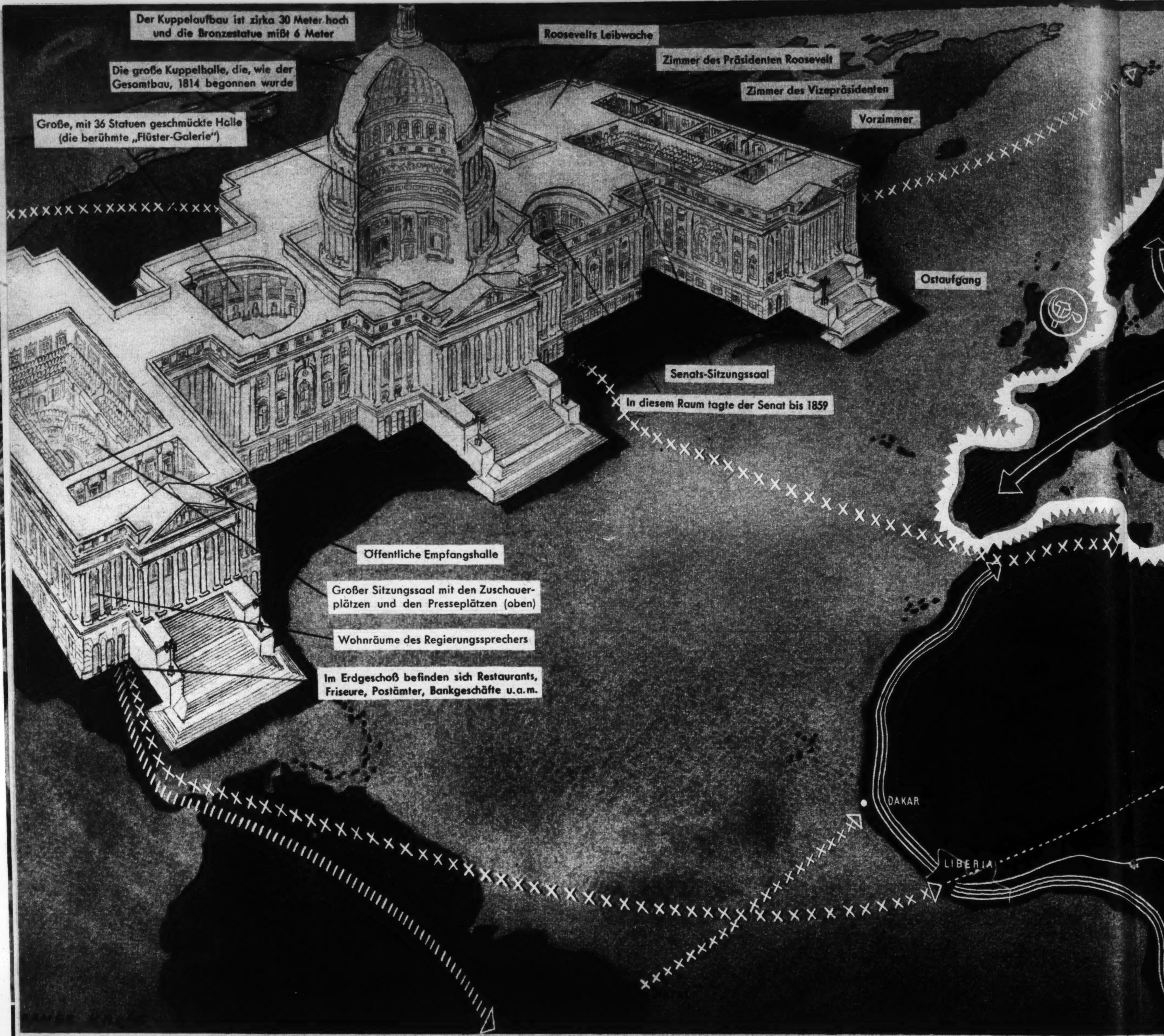
Geschütze, die solche großen Leistungen vollbringen, wären demnach ideale Kraftwerke. Sie brauchten keine Kesselhäuser, Hilfsmaschinen und umfangreiche Anlagen und außerdem nur wenige Mann Bedienung. Der Trugschluß ist jedoch bald gefunden. Denn bei dieser überraschenden Leistung des Geschützes müssen wir beachten, daß sie nur für Bruchteile von Sekunden erzielt wird. Ein Kraftwerk dagegen erzeugt die genannten Leistungen stunden- und tagelang, Wochen und Monate, ja viele Jahre.

Und wie steht's beim Gewehr? Seine Leistung kann man sich schon eher vorstellen: sie beträgt „nur" 4000 PS, gerade so viel, wie drei starke Flugmotoren leisten können. Reicht nun aber auch diese Energie, die dem Gewehrgeschoß mitgeteilt wird, aus, um sich ein Kochgeschirr voll Kaffee zu kochen? Auch das läßt sich berechnen.

Die beim Schuß aufgewendete Arbeit beträgt beim Gewehr etwa 400 Meterkilogramm. Im Wärmemaß bedeuten aber 427 Meterkilogramm nur eine Kilokalorie. Mit der Wärmemenge von einer Kilokalorie kann man 1 kg (gleich 1 Liter) Wasser um 1 Grad erwärmen. Unsere 400 Meterkilogramm ergeben also nur 0,94 Kalorien. Das ist eine Wärmemenge, die unser Kaffeewasser noch nicht einmal merklich erwärmt. Um Wasser von 0 Grad auf 100 Grad zu erhitzen, braucht man nämlich rund 100 Kalorien.

Wir sehen also, daß ein Gewehrschuß über die erstaunliche Leistung von 4000 PS verfügt, aber daß dabei die nur für den Bruchteil einer Sekunde geleistete Arbeit selbst so gering ist, daß sie, in Wärme verwandelt, hundertmal größer sein müßte, um unser Kaffeewasser zum Kochen zu bringen.

H. Q.



KAPITOL – KREML

Zwischen dem Kreml, in dessen düsterem Mauerwerk immer noch der Geist des schrecklichen Iwan umzugehen scheint, und dem Kapitol. dessen marmorweiße Kuppel von einer goldglänzenden Statue der Freiheit gekrönt ist, glaubte man bisher eine Welt unvereinbaren Gegensatzes sehen zu müssen. Erst dieser Krieg, in dem alle Masken fielen, enthüllte uns mit furchtbarer Deutlichkeit die enge Geistesverwandtschaft dieser scheinbar feindlichen Welten. Die Erben George Washingtons und die Erben Iwans des Schrecklichen trafen sich in ihrem abtrünnigen Haß gegen das alte Europa, gegen die höheren Kulturen und tieferen Gesittungen des Abendlandes, aus dem die Erwecker und Entdecker kamen, denen sie alles zu verdanken haben, was sie sind und besitzen. Die Anbeter der unbegrenzten Freiheiten des skrupellosen Geldverdienens und die Götzendiener der unbegrenzten Versklavung der rechtlosen Masse Mensch vereinigten sich gegen die jungen Völker Europas, die in einer gerechten Zuordnung der Freiheiten ihre Lebensrechte vertraten.

Der gemeinsame Haß gegen Deutschland machte den Amerikanismus und Bolschewismus zu Komplicen. Hier wurde der gemeinsame Ursprung der modernen Erscheinungsformen beider Imperialismen sichtbar, das Judentum, das hier wie dort am Werke war, um mit seinem privaten Haß gegen die arische Welt das Denken ganzer Völker zu durchtränken und den Ansturm der Steppe und der Prärien gegen Europa anzufachen und zu lenken. Was aus dem Unrat der innerrussischen Gettos in den bolschewisierten Kreml eindrang, war das gleiche „Ferment der Dekomposition", das sich aus den Slums der New-Yorker Fremdenviertel als „Gehirntrust des Präsidenten" ins Kapitol einschmuggelte. Ein Litwinow-Finkelstein brauchte gar nicht Englisch und ein Morgenthau nicht Russisch zu lernen, um sich mit dem anderen verständigen zu können: sie sind einer Zunge, eines Blutes und eines Denkens, und sie dienen im Grunde weder Roosevelt noch Stalin, sondern sich selbst und den wilden Herrschaftsgelüsten ihrer Rasse . . .

Gibt es aber nicht neben Bolschewismus und Amerikanismus noch einen dritten Gegner, in dessen Häuslichkeit sich das jüdische Element nicht minder verheerend breitgemacht hat, nämlich England? Und saßen nicht gerade in diesem England jene Männer, die am eifrigsten zum Kriege schürten und dann, als der Brand entfacht war, nichts unversucht ließen, um erst Sowjetrußland und dann die Vereinigten Staaten vor ihren Kriegswagen zu spannen? Gewiß, England spielte diese verhängnisvolle Rolle, aber es befindet sich heute schon in der Lage des Zauberlehrlings, der die herbeigerufenen Geister nicht mehr los wird. Der Haupturheber dieses Krieges wird selbst sein Opfer. Noch während der Krieg tobt, verliert England alles das, für dessen Schutz es vorgeblich den Krieg entfesselte — die wichtigsten Punkte seines Weltreiches, die Herrschaft über die Meere und den Luftraum, das angemaßte Vorrecht, sich in alle Angelegenheiten der europäischen Völker zu seinem Vorteil einmischen zu dürfen, sein Gold und seine Kolonien. Die Hauptbeute an dieser englischen Erbschaft aber nahmen diejenigen in Besitz, die Englands Helfer sein sollten: das Kapitol übernimmt stückweise alles, was England außerhalb der Insel besaß und besitzt, und der Kreml erhebt Anspruch auf alles das, was England in Zukunft besitzen und beherrschen wollte, auf ganz Europa.

Roosevelts Erbfolgekrieg gegen das verbündete englische Empire begann noch lange vor dem formellen Kriegseintritt der USA mit der planmäßigen Durchdringung und Unterwerfung des südamerikanischen Kontinents, wobei schon die Methode zu erkennen war, die britischen Stützpunkte und Wirtschaftszellen einfach in nordamerikanische umzuwandeln. Es folgte die vom Kapitol erzwungene Ablösung der Engländer auf Island, gleichzeitig setzte

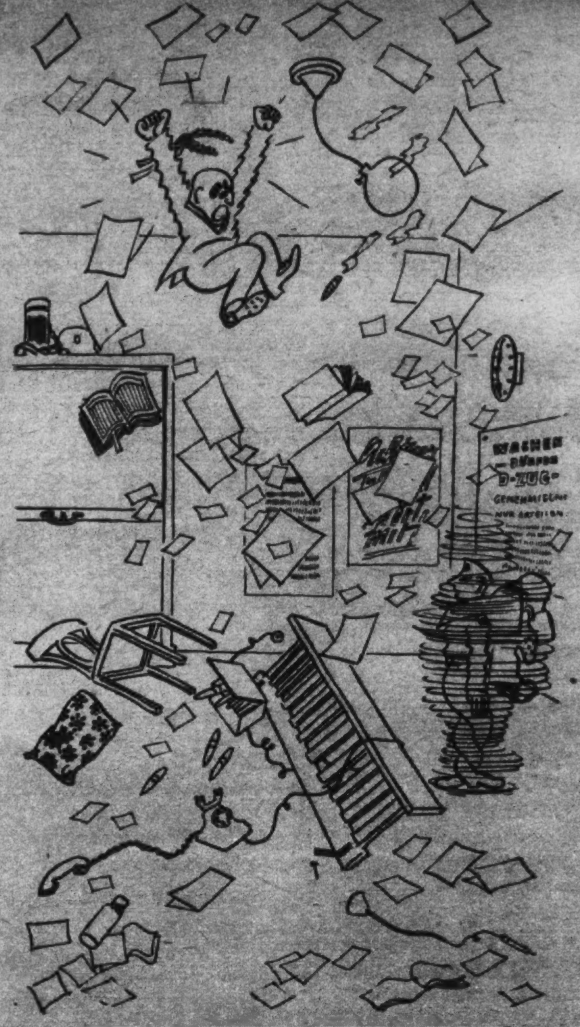
Kartenillustration: Gefr. Werner Kruse

Roosevelt auch im Süden zum Sprung über den Atlantik an, er ließ in dem britisch beherrschten Teil Westafrikas amerikanische Flugstützpunkte errichten, die dann bald in nordamerikanische Garnisonen umgewandelt wurden. Gleichzeitig bauten die Amerikaner — immer unter dem Vorwand, den Engländern Hilfe zu leisten — Fluglinien und Straßen quer durch Zentralafrika bis an das Rote Meer aus, sie erschienen eines Tages mit einem Riesenstab von sogenannten Wirtschaftssachverständigen in Ägypten, zogen das Netz ihres Einflußbereichs weiter über Syrien nach dem Irak, vor allem aber sicherten sie sich das Kapital und die tatsächliche Beherrschung der vorderasiatischen, bisher englischen Ölfelder im Irak und am Persischen Golf. Heute stehen Roosevelts Soldaten bereits in beachtlicher Zahl in den Ölfeldern der Bahrein-Inseln und im Mossul-Revier, während der berühmte Sprung nach Nordafrika, bei dem Churchill sich mit der Rolle eines „Gehilfen" begnügen mußte, das Endziel dieser amerikanischen Einfilterung in die englischen Interessengebiete unverhüllt in Erscheinung treten ließ: die zwangsweise Übernahme des britischen Verbindungsweges über Afrika und den Vorderen Orient nach Indien, wo sich ja bereits Roosevelts Sonderbeauftragte, mehr als den Engländern lieb sein kann, in die Auseinandersetzung mit der indischen Freiheitsbewegung eingeschaltet haben. Der Ring des nordamerikanischen Weltherrschaftskampfes auf Kosten Englands schließt sich durch die immer offenkundiger zutage tretende amerikanische Besitzergreifung in Australien und Neuseeland. Von dem ganzen riesenhaften Machtbereich, den London wie eine ungeheure Fessel rund um die Welt gelegt hatte, sind heute nur noch drei Glieder nicht unmittelbar unter der Oberherrschaft des nordamerikanischen Komplicen: Südafrika, Ägypten und Indien. Aber auch in diesen Restteilen des einst so stolzen englischen Empire arbeiten Roosevelts Agenten offen auf die Abkehr von London und die Unterordnung unter Washington hin. Erinnern wir noch, daß sich der beutegierige Bundesgenosse Englands auch praktisch das Monopol für den Neubau von Handelsschiffen, von Verkehrs- und Transportflugzeugen gesichert hat, Kanada schon fast völlig von New York aus beherrscht wird, daß das Gold und die Auslandsguthaben der Londoner City längst nach Wallstreet geflossen sind, daß die anwachsende britische Verschuldung an die nordamerikanische Rüstungsindustrie mit immer neuen und weitergehenden Opfern an Macht und Reichtum abgezahlt werden muß, dann rundet sich uns das Bild eines in der Geschichte noch nie dagewesenen Auskaufs einer Weltmacht an einen neu emporwuchernden Imperialismus, der skrupellos genug ist, um seinen unbegrenzten Appetit dort zu stillen, wo es am gefahrlosesten ist, nämlich in den Vorratskammern des Bundesgenossen.

Der britische Löwe ist nach dem Fehlschlagen seiner europäischen Kriegspläne in den Rachen des nordamerikanischen Krokodils geflüchtet. Jetzt, da er am ganzen Körper die reißenden Zähne des eigennützigen Freundes verspürt, möchte er Hilfe vor dem Helfer bei einem noch gefräßigeren Raubtier suchen, beim Bolschewismus. Mit zynischer Bedenkenlosigkeit überantwortete England — im Geist und auf dem Papier — ganz Europa an den Kreml. Vielleicht gab man sich in England dabei der verzweifelten Hoffnung hin, die beiden beutelüsternen Bundesgenossen gegeneinander auszuspielen, um beide um die Beute zu prellen. Aber der jüdische Bolschewismus und der jüdische Amerikanismus sind näher miteinander verwandt, als man es sich in England eingestehen will. Ginge es nach ihrem Willen, dann würde die Welt nur zwischen Kreml und Kapitol aufgeteilt werden. Nicht die Intrigen Englands, sondern das deutsche Schwert und das seiner Verbündeten durchkreuzen den jüdischen Plan, das Faustrecht der Prärien des Mittelwestens und der Steppen Mittelasiens über die ganze Welt auszudehnen und die Vernichtung jedes Gesetzes und jeder Gesittung mit Knute und Lasso zu vollenden.

Kreml und Kapitol sind die Hochburgen eines einzigen Gegners, so wie Bolschewismus und Amerikanismus auch nur ein einziges Bollwerk gegen ihre Weltherrschaftsgelüste vor sich sehen: den Lebenswillen und die Schlagkraft aller jener Völker, die nicht im Sumpfe eines jüdischen Zeitalters ersticken wollen. In diesem Kriege, den wir mit aller nur denkbaren Härte zu führen haben, wird aber weder Kreml noch Kapitol das letzte Wort zu sprechen haben, sondern Deutschlands Wehrmacht, die hier eine warhaft geschichtliche Aufgabe zu meistern hat. *H. H.*

Im Mißtrauen nimmt er es mit jedem „Kriminalen" auf! — *„Verdammte Schweinerei, an diesem Urlaubsschein ist alles in Ordnung"*

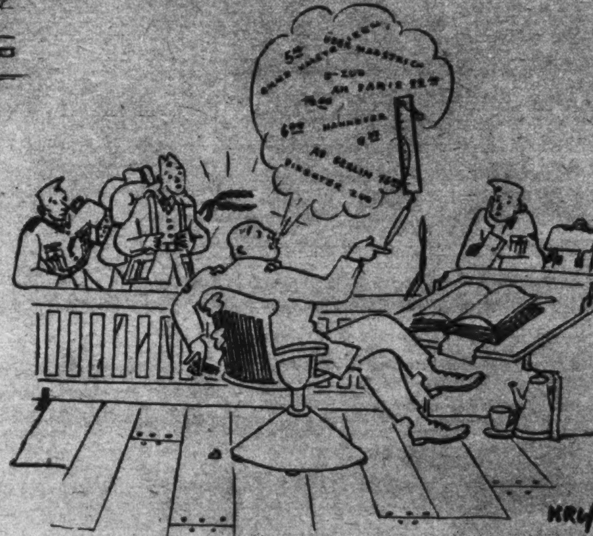


Cäsar — 2 Minuten nach Dienstschluß! *Welch ein Leichtsinn und welche Zumutung von dem Urlauber, den ohnehin vom Federkrieg Ermüdeten noch nach dem geheiligten Dienstschluß etwas zu fragen!*

DER BAHNHOFSWACHEN-
CÄSAR

Zum zweitenmal befassen wir uns heute mit einem Zeitgenossen, der zwar wie wir alle den feldgrauen Rock trägt, den aber ein eigener Schreibtisch in einer Wehrmachtdienststelle mit dem dazugehörigen kleinen Machtbereich auf den Gedanken gebracht hat, er sei etwas Besseres als seine Kameraden

Cäsar ante portas. *Auf der Fahrt in den Urlaub hat er plötzlich unterwegs auf einem Umsteigebahnhof selber Sorgen: „Ob hier Cäsar II. drinnen ist?"*



Cäsar, der Auskunftautomat. *Uninteressiert, gelangweilt plappert er seine Kenntnisse herunter – nur nicht persönlich werden!*

Wenn die Galle überläuft

DIE GELBSUCHT UND IHRE URSACHEN

In früheren Zeiten war man felsenfest davon überzeugt, daß die Gelbsucht vom vielen Ärger komme. Wir sprechen ja auch heute noch davon, daß wir uns „grün und gelb geärgert" hätten, oder behaupten zuweilen, die Galle sei uns übergelaufen. Bekanntlich aber kann man sich auch einen Ärger „frisch von der Leber weg" reden. In Wirklichkeit ist die Ursache für Erkrankungen der Galle oder der Leber natürlich nicht im Ärger zu sehen. Dagegen neigen Leute, die bereits galle- oder leberkrank sind, besonders leicht und häufig zur Reizbarkeit. Denn Krankheiten dieser Organe sind, besonders wenn sie lange Zeit andauern, immer von einer üblen und gereizten Stimmung, oft aber auch von Gelbsucht begleitet. Damit haben wir eigentlich das Wesentliche schon gesagt: die Gelbsucht tritt auf bei Erkrankungen der Leber oder ihres Nebenorgans, der Gallenblase. Die Gelbfärbung der Haut ist also nicht im eigentlichen Sinn eine Krankheit, sondern ein Krankheitszeichen, eine Krankheitsfolge. Ebenso wie Schmerz oder Fieber keine Krankheiten, sondern Anzeichen von Krankheiten sind.

Leider ist die Gelbsucht ein sehr vieldeutiges Krankheitssymptom, und es läßt sich selten auf Anhieb entscheiden, durch welche besonderen Umstände sie entstanden ist. In großen Zügen aber läßt sich mit wenigen Worten angeben, wie eine Gelbsucht überhaupt zustande kommen kann. Bekanntlich ist die Galle ein Produkt der Leber. In der Gallenblase wird die Gallenflüssigkeit aufgespeichert und nach Bedarf an den Darm abgegeben. Kommt es nun zum Beispiel durch ein Hindernis zu einer Verstopfung der Wege, die die Galle zum Darm leiten — Gallensteine bewirken dies häufig –, so findet die Galle nicht mehr den gewohnten Ausweg und sucht sich deshalb einen anderen. Sie wird in der Leber angestaut und tritt aus den Gallenwegen über ins Blut. Die Gallenfarbstoffe werden nun, da sie nicht sofort ausgeschieden werden können, bis auf weiteres in der Haut abgelagert und färben sie intensiv gelb: die Gelbsucht ist da.

Eine weitere Ursache der Gelbsucht liegt nicht in einem mechanischen Hindernis des Galleabflusses, sondern in einer Schädigung der Leber. Oft geht diesem Leberschaden ein „Magen-Darm-Katarrh" voraus, also eine Verdauungsstörung. Schlecht gewordene Konserven, verdorbenes Fleisch, unverträgliche Pilze, „Diätfehler" aller Art, kurz ein „verdorbener Magen" hat oft eine Leberschädigung und dann eine Gelbsucht zur Folge. Plötzlich, nachdem das Krankheitsgefühl fast verschwunden und die Magenverstimmung wieder in Ordnung zu sein scheint, treten über Nacht die Anzeichen der Gelbsucht im Gesicht auf und verbreiten sich über den ganzen Körper. In einem solchen Fall ist die Gelbsucht das Zeichen für einen Leberschaden, während bei dem Auftreten eines mechanischen Hindernisses in den Gallenwegen die Leber selbst nicht betroffen ist. Die Leber ist nämlich das entgiftende

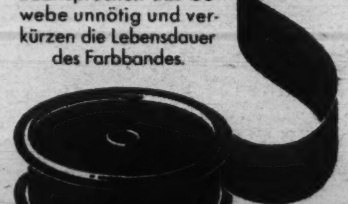
Rieker SCHUHE
Im Tragen zeigt sich erst der Wert

Sofort bei der Anprobe fühlen Sie den tadellosen Sitz der Rieker-Reitstiefel, der auch bei stärkster Beanspruchung durch eine gute Pflege erhalten bleibt.

COMMERZBANK
Zentralverwaltung Berlin W 8, Behrenstraße 46-48
Durchführung aller bankmäßigen Geschäfte
Eröffnung von Banksparkonten

Im Krad wie im PKW. und LKW., ebenso wie im Flugzeug oder Schnellboot schlägt das gleiche Motorherz. Richtig damit umgehen, bei sparsamstem Verbrauch höchste Leistungen herausholen, ist eine Kunst, die der echte Motorritter versteht
Wie man es macht, liest man in MOTOR und SPORT.

Geha
EDELKLASSE
ist ein ergiebiges Farbband. Es hält noch länger, wenn Sie es schonend behandeln. Zu stark angeschlagene Satzzeichen und ein vielbenutzter Unterstreichungsstrich beanspruchen das Gewebe unnötig und verkürzen die Lebensdauer des Farbbandes.



GEHA-WERKE·HANNOVER

DAS EICHENLAUB

Hauptmann d. R.
Alfons König,
Kommandeur
eines bayrischen Gren.-Batl., als 194.
Soldaten der deutschen Wehrmacht

SS-Obersturmbannführer
Kurt Meyer,
Kommand. einer Aufklärungs-Abt.
in einer SS-Panzer-Gren.-Div. als 195.
Soldaten der deutschen Wehrmacht

DIE SCHWERTER

Generalleutnant
Hermann Balck,
Kommandeur
einer Panzerdivision als 25. Soldaten
der deutschen Wehrmacht

DAS EICHENLAUB

Oberleutnant Werner
Baumgarten-Crusius,
Bataillonsführer in einem westfäl.
mot. Grenadier-Regiment, als 199.
Soldaten der deutschen Wehrmacht

SS-Standartenführer
Fritz Witt,
Regimentskommandeur
in einer SS-Panzer-Gren.-Div., als 200.
Soldaten der deutschen Wehrmacht

TRÄGER DES RITTERKREUZES

Oberleutnant Ewald Baranek,
Führer eines Panzer-Pionier-Bataillons

Oberleutnant Max Böhrendt,
Zugführer im Grenadier-Regiment „Großdeutschland"

Major Kurt Böttcher,
Kommandeur eines Pionier-Bataillons

Oberleutnant Walter-Hans Böttcher,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberfeldwebel Hans Bunzel,
Zugführer in einer Panzer-Abteilung

Hauptmann d. R. Erich Darnedde,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Unteroffizier Paul Ebel,
Gruppenführer i. Pionierzug eines Gren.-Rgts.

Leutnant Karl Heinrich Fink,
Bataillonsadjutant in einem Panzergren.-Rgt.

Oberst Friedrich Friedmann,
Kommandeur eines Gebirgsjäger-Regiments

Oberstleutnant Kurt Gehrke,
Bataillonskommandeur im Grenadier-Rgt. „Großdeutschland"

Oberst Wolfgang Glaesemer,
Kommandeur eines Panzergrenadier-Rgts.

Generalleutnant Friedr. Gollwitzer,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Hauptmann Werner Grün,
Abteilungsführer in einem Panzer-Regiment

Hauptmann Paul Hauser,
Kommandeur eines Kradschützen-Bataillons

Hauptmann d. R. Josef Heindl,
Führer des Grenadier Regiments „List"

Major d. R. Dr. Hans-Franz von Hülst,
Führer eines Grenadier-Regiments

Feldwebel Hans Juschkat,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Bruno Kahl,
Abteilungskommandeur in einem Panzer Regiment

Unteroffizier Walter Koeppel,
Geschützführer in der Panzerjäger-Kompanie eines Grenadier-Regiments

Oberstleutnant d. R. Dr. Walter Lange,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberstleutnant Hermann Lenz,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberleutnant Jürgen Ludwig,
Kompaniechef in einem Pionier-Bataillon

Oberfeldwebel Werner Mahn,
Zugführer in einem Panzer-Regiment

Oberleutnant Johann May,
Bataillonsführer in einem Gebirgsjäger-Rgt.

Hauptmann Alfred Müller,
Batteriechef in einem Lehr-Regiment

Major d. R. Friedrich-Heinrich Musculus,
Führer einer Kampfgruppe

Stabsfeldwebel Ewald Mrusek,
Zugführer in einem Feldbataillon

Hauptmann Horst Niederländer,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Hauptmann Ernst Otto,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Unteroffizier Herbert Ruhnke,
Geschützführer in einer Panzerjäger-Abt.

Oberleutnant d. R. Alfred Reuter,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

SS-Obersturmbannführer Max Schäfer,
Kommandeur eines Pionier-Batl. d. Waffen-SS

Hauptmann d. R. Friedrich Schneider,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberst Georg Scholze,
Kommandeur eines Infanterie-Lehrregiments

Oberleutnant d. R. Rudolf Sürig,
Kompaniechef in einem Jäger-Bataillon

Feldwebel Edwin Stolz,
Zugführer in der Panzerjäger-Kompanie eines Grenadier-Regiments

Major Günther Tribukait,
Kommandeur eines Jäger-Bataillons

Leutnant d. R. Heinz Volkmann,
Beobachtungsoffizier in einem Artillerie-Rgt.

Oberfeldwebel Ernst Wawrok,
Zugführer in einem Jäger-Regiment

Oberleutnant Wolfhart Wicke,
Kompaniechef in einem Gebirgsjäger-Rgt.

Gefreiter Werner Wrangel,
Richtschütze in einer Panzerjäger-Abteilung

ES STARBEN DEN HELDENTOD DIE RITTERKREUZTRÄGER

Generalleutnant Karl Eibl,
Kommandeur einer Infanterie-Division
Träger des Eichenlaubes mit Schwertern

Generalleutnant Wolfgang Fischer,
Kommandeur einer Panzer-Division
Träger des Eichenlaubes

Oberstleutnant Hermann Seitz,
Kommandeur eines Panzer-Grenadier-Rgts.
Träger des Eichenlaubes

Major d. R. Wilhelm Bach,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Hauptmann d. R. Karl Bock,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberst Bruno Chrobek,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Hauptmann Hans Erdmann,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Hauptmann Alfred Feldmann,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Major Gerhard Feuker,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment (mot.)

Oberst Botho von Frantzius,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Unteroffizier Ernst Fraps,
in einer Panzerjäger-Abteilung

General der Infanterie Alexander von Hartmann,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Oberfeldwebel Gerhard Hensel,
Zugführer in einem Panzer-Regiment

Hauptmann Adolf Hofmann,
Bataillonskommandeur in einem Gebirgsjäger-Regiment

Oberleutnant Heinrich Hollenweger,
Kompaniechef in einem Panzer-Gren.-Rgt.

Generalleutnant Arno Jahr,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Oberleutnant Günter Klappich,
Kompaniechef in einem Grenadier-Rgt. (mot.)

Oberleutnant Helmut Kopp,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberleutnant d. R. Ulrich Kreß,
Kompaniechef in einem Kradschützen-Batl.

Oberleutnant d. R. Hans Kürsten,
Kompanieführer in einem Panzer-Regiment

Major Dietrich von der Lancken,
Abteilungskommandeur in einem Panzer-Regiment

Oberst Wilhelm Lorenz,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberleutnant Leonh. Nechansky,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

SS-Obersturmbannführer Harry Polewacz,
Kommandeur eines SS-Panzer-Gren.-Rgts.

Oberst Josef Schmidt,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Feldwebel Josef Schwertherr,
in einem Grenadier-Regiment

Leutnant Johannes Tillmann,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Hauptmann Henneke Volckens,
Kompaniechef in einem Panzer-Regiment

Oberleutnant Hans-Joachim Wissemann,
Kompaniechef in einem Kradschützen-Batl.

Organ unseres Körpers. Alle unzuträglichen Stoffe, die der Darm aufgenommen hat, werden von ihr zurückgehalten und entgiftet. Wenn sie aber mit einem dieser Stoffe nicht fertig wird, gehen Leberzellen zugrunde. Sie opfern sich sozusagen, damit nicht der ganze Organismus vernichtet werde. Die Folge dieses Zellenunterganges ist wiederum der Übertritt von Galle ins Blut und damit eine Gelbfärbung der Haut.

Es sind freilich nicht immer Nahrungsmittelgifte, die eine Zerstörung von Leberzellen und dann Gelbsucht hervorrufen. Auch bei vielen Infektionskrankheiten wird die Leber in Mitleidenschaft gezogen. Im ersten Weltkrieg wurde zum Beispiel der Erreger der sogenannten Weilschen Krankheit entdeckt, ein 12- bis 15-Tausendstel Millimeter langer Bazillus, der unterm Mikroskop wie eine Schraube mit vielen Windungen aussieht. Dieser Erreger ist nicht nur für die „Schützengraben-Gelbsucht", sondern auch für die „Bade-Gelbsucht" verantwortlich. Er gelangt mit dem Harn von Ratten in stehende Gewässer und kann dann auf Menschen übergehen, die mit dem Wasser in Berührung kommen. Im Verlauf der von Fieber begleiteten Krankheit, die er hervorruft, kommt es gewöhnlich als Zeichen eines Leberschadens zur Gelbsucht. Aber noch bei manchen anderen Krankheiten kann es vorkommen, daß die durch sie bewirkte Überschwemmung des Körpers mit giftigen Stoffen die Leber schädigen. Endlich greifen auch richtige Vergiftungen, zum Beispiel mit Phosphor, die Leber an und haben eine Gelbsucht zur Folge.

Häufig hat man auch schon in früherer Zeit eine Form der Gelbsucht beobachtet, die epidemischen Charakter zeigte. Vor allem junge Leute und Kinder werden von ihr befallen. Es besteht die Möglichkeit, daß diese Art der Erkrankung durch einen winzigen Erreger, der auch mit dem Mikroskop nicht sichtbar gemacht werden kann (Virus), hervorgerufen wird. Dieser Erreger muß offenbar die Leber angreifen, die Zerstörung von Leberzellen bewirken und damit wieder zur Gelbsucht führen. Man sieht also, die Ursachen der Gelbsucht sind sehr verschieden und geben auch der medizinischen Wissenschaft noch Anlaß zu mancher Diskussion. Glücklicherweise ist die Heilung der Gelbsucht leichter als die Erforschung ihrer Ursachen. Die Behandlung der durch Leberschaden bewirkten Gelbsucht besteht unter anderem in einer bestimmten Diät, die zur Entlastung der Leber geeignet ist. Damit wird ein Weiterschreiten der Zellenzerstörung verhindert. Daneben wird natürlich eine Beseitigung des Grundleidens angestrebt. In dem weiten Kreis der Leber-Galle-Krankheiten ist also die Gelbsucht — das heißt hier: die auffällige Gelbfärbung der Haut — nicht das eigentlich Bedenkliche. Sie ist ein Leitsymptom, und erst die eingehende ärztliche Untersuchung klärt die Hintergründe.

JUBILÄUM DER PICKELHAUBE

In diesen Tagen waren 100 Jahre seit der Einführung des Helms in der preußischen Armee vergangen. Durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 23. Oktober 1842 wurde der Helm an Stelle des bisher üblichen Tschakos eingeführt. Es war zunächst aber noch nicht der Helm, den noch unsere ältere Generation trug und mit dem unsere Truppen 1914 in den Krieg rückten. Die ersten Helme waren vielmehr erheblich höher (37 cm). Die Formen haben einige Male gewechselt. Bei Ausbruch des Weltkrieges rückte das deutsche Heer mit dem Helmmodell 1895, das mit einem graugrünen Stoffüberzeug versehen war, ins Feld. Im Verlauf des Krieges wurden die Helme dann infolge der Lederknappheit aus grauem Filz hergestellt, auch wurde ein Modell mit abnehmbarer Spitze geliefert. Der Helm wurde nicht allein von der Infanterie getragen. Schon 1842 erhielten ihn mit Ausnahme der Husaren und Ulanen alle preußischen Truppenteile. Die Jäger und Schützen legten den Helm 1854 zugunsten des Tschakos ab. Die Artilleristen trugen zunächst den Infanteriehelm, bis dieser durch AKO. vom 19. September 1844 eine Kugel statt der Spitze erhielt. Die Dragoner jedoch erhielten stets den Infanteriehelm. Im Weltkrieg ist der alte Helm dann durch den Stahlhelm abgelöst worden, der 1916 bei den Feldtruppenteilen, und zwar zunächst bei den Truppen vor Verdun, eingeführt wurde, und von dem im damaligen Kriege 7,5 Millionen gefertigt wurden.

Zeichnung: Edwin Grasioli

Eingeschlossen und mit fünf Schuß Munition durchgeschlagen

VON KRIEGSBERICHTER KURT BLAUHORN

Fünf Tage und fünf Nächte lang kampierten sie nun schon in dem kleinen zerschossenen Schuppen, der den Grenadieren in diesem Abschnitt der Südfront unter dem Namen „Ruinenstellung" sattsam bekannt ist. Nur eine Wand erhebt sich noch über den Trümmern. Von den übrigen Mauern sind nur einige Lehmklumpen übriggeblieben. Die vielen Lücken zwischen dem Balkenwerk haben die Vorposten mit Zeltbahnen und Decken verhängt, an denen der Steppenwind seine helle Freude hat. Er bläst mit solcher Macht hinein, daß sich die Vorhänge wie Segel blähen, als könnte er so mit den gespannten Bahnen die kleine verschworene Gruppe aus der drohenden Umklammerung reißen und sie weit fortführen . . .

Fünf Tage und fünf Nächte Abwehrkampf! Das hat Nerven und Kräfte gekostet. Immer wieder mußten die Grenadiere, die hier auf vorgeschobenem Posten saßen, den Hagel der feindlichen Granatwerfer über sich ergehen lassen, um dann in den Feuerpausen mit um so größerer Bereitschaft ihre Maschinengewehre über die vereiste Deckung zu werfen und wie mit Sensen auf die dichten Reihen der anstürmenden Bolschewisten einzuhauen und ihre andrängenden Trupps mit Kolben und Handgranaten zusammenzuschlagen. Und das sollte alles umsonst gewesen sein? Der junge Leutnant, der die zusammengeschmolzene Gruppe bis zuletzt fest in der Hand hat, will es nicht glauben. Noch einmal wagt er einen „Spähtrupp" — der nur aus ihm selbst besteht. Aber bald kommt er zurück. „Es hat keinen Zweck, sie sind rechts und links an uns vorbeigestoßen und stehen auch schon im Rücken . . ." Müde setzt er sich auf eine leere Munitionskiste, und wie von selbst sinkt der Kopf in die offenen Hände. Eine apathische Ruhe lastet über der kleinen Schar. Die Grenadiere schweigen. Sie spüren die schneidende Kälte und den eisigen Wind nicht mehr, der wie mit Nadelstichen durch die Tarnanzüge dringt. „20 Uhr", sagt plötzlich mit einem Blick auf die Armbanduhr der Gefreite H. Man hat den Eindruck, als hätte er das nur gesagt, daß sie sich nicht alle von dieser unheimlichen Stille unterkriegen lassen. Aber der Bergbauernsohn aus dem Bayerischen Wald meint das anders: 20 Uhr, denkt er, da kommt die Grete aus dem Stall. An jedem Ende der Trage einen Eimer kuhwarmer Milch, die hin und her schwappt. Müde schließt er die Augen. Ein wohliges Gefühl überfällt ihn, wie er es lange nicht mehr gekannt hat. Und dabei ist es so kalt, so bitter kalt. Er ist müde — die vielen durchwachten Nächte, nur ein paar Augen voll Schlaf, dann wieder auf dem Posten sein. Jetzt endlich schlafen können, schlafen . . .

Da stößt ihn sein Nachbar in die Seite: „Mensch, mach keine Dummheiten! Wach auf! Du erfrierst sonst." Der lange Heinrich springt auf und hüpft wie ein Jahrmarktschreier hin und her, auf Ballen und Hacken, als wenn er Krakowiak tanze. Das lenkt auch die anderen ab, und sie stehen wieder vom Boden auf und machen sich Bewegung. Der Unteroffizier hat sogar noch eine Zigarette in einer zerknitterten Pappschachtel gefunden, und die wandert nun von Hand zu Hand. Ein paar gierige Züge, die der Steppenwind in kurzem mit sich fortreißt . . .

„Zum Teufel!" ruft da auf einmal der Leutnant. Mit starren, klammen Fingern reißt er das Schloß seines Gewehres auf. Die Hand bleibt fast an dem eisüberkrusteten Eisen hängen. „Verdammt!" — das hört sich so an, als hätte er in den Minuten dumpfen Brütens nur darauf gewartet, daß sich ein Wunder vollziehe, daß doch noch ein gefüllter Ladestreifen im Patronenlager stecke . . . Aber wie ein Riegel am Tor, so sperrt der Zubringer das Schloß — leer geschossen! Das wissen sie ja alle längst: sie haben keine Munition mehr. Aber der Leutnant hat offenbar eine neue Idee. Er fängt plötzlich an, alle Taschen zu durchsuchen, knöpft den Tarnanzug auf und greift in die linke Seitentasche der Feldbluse, während er vor sich hinmurmelt: „Ich wußte es doch . . . die letzte eiserne Reserve!" Und damit zieht er einen gefüllten Ladestreifen heraus. Fünf Schuß!

Aber was sind fünf Schuß? Wenn es gut geht, fünf tote Bolschewisten. Kann man es wagen, sich damit nach hinten durchzuschlagen? Als wenn es Freikugeln seien, über die er verfügt, so unerschütterlich ist die Zuversicht des Leutnants. Und aus dieser Zuversicht wachsen neue Kräfte.

Um Mitternacht ziehen sie los. Sie wanken wie im Traum über den knirschenden Schnee, liegen aber wie auf Befehl sofort auf dem Boden, wenn dann und wann

Mimosa

Die Marke für photographische Spitzenleistungen

Die Probe aufs Exempel!

Sie lesen Bücher und Zeitschriften. Sie lernen daraus, indem Sie Ihre beruflichen Kenntnisse erweitern. Schön —

Aber woher wissen Sie, ob Sie auch wirklich immer alles richtig auffassen? Wie wollen Sie die Probe aufs Exempel machen?

Vielleicht fehlt Ihnen doch manchmal die Erfahrung eines guten Lehrers?

Diese Lücke schließt der Christiani-Fernunterricht, an dem Sie sich ohne Berufsunterbrechung und unabhängig von Ihrem Wohnort beteiligen können — wie Zehntausende.

Für RM 2,75 im Monat erteilt Ihnen das Christiani-Institut in Maschinenbau, Bautechnik, Elektrotechnik und anderen technischen Fächern Unterricht und — was das wichtigste ist — überwacht laufend Ihr Studium.

Beratung und unverbindliche Einführungsschrift bei Berufsangabe durch

DR.-ING. HABIL. P. CHRISTIANI, KONSTANZ 50

Metalle beschriften Sie elektrisch

schnell und mühelos mit unserm **Arkograf.** Sie bewahren dadurch wertvolle Werkzeuge und Instrumente vor Verlust. Schriftprobe und Prospekt kostenlos.

Firck & Werner
Bad Reichenhall

Trilysin

Der Pionier der *biologischen* Haarpflege!

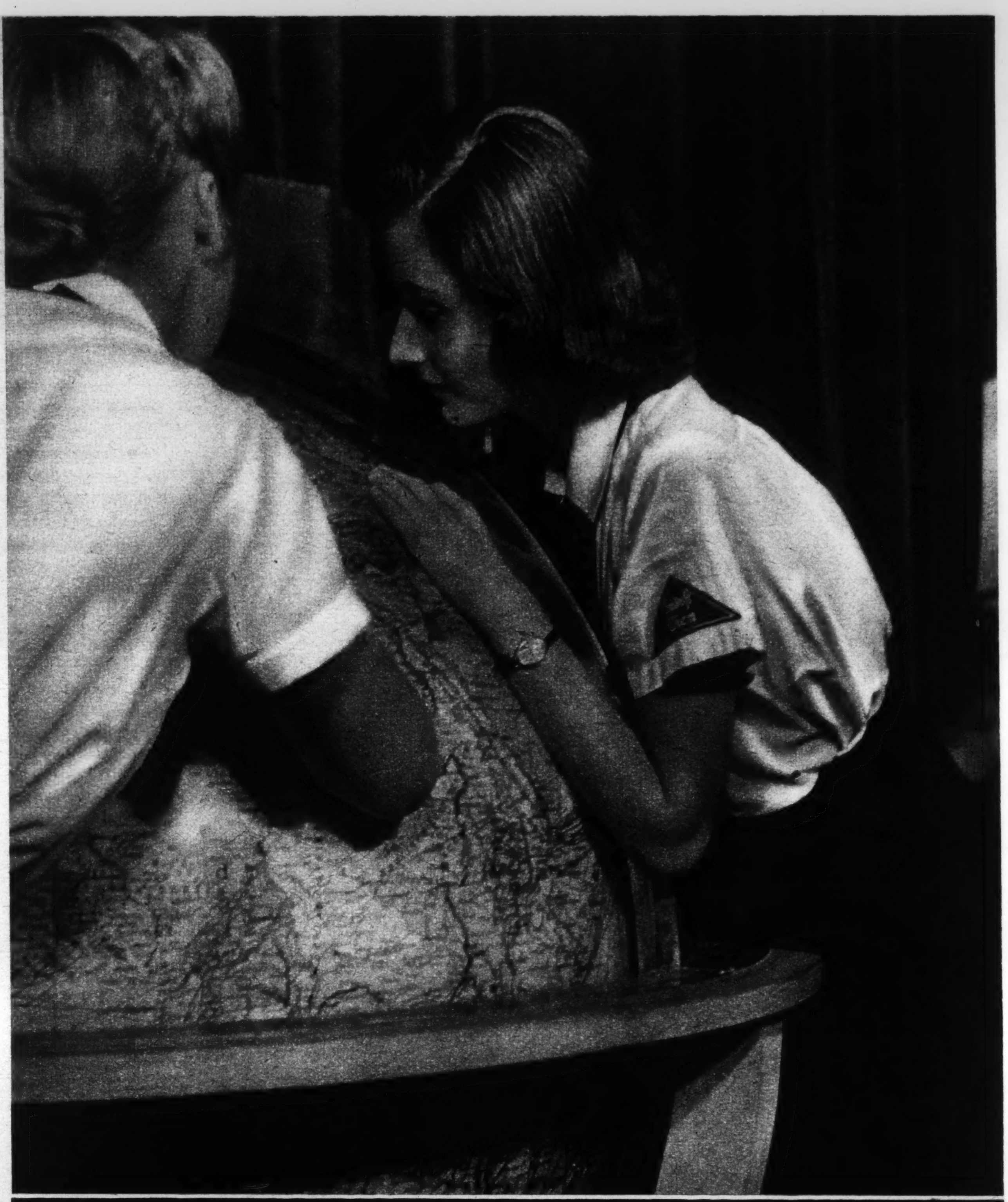
Beachten Sie, wenn Sie jetzt selten Trilysin erhalten, besonders die Ratschläge für die biologisch richtige Haarpflege, die Ihnen die Trilysin-Broschüre vermittelt hat

eine helle Leuchtkugel emporzischt und wie ein Komet an der dunklen Himmelswand aufsteigt. Von Ferne — mal rechts, mal links — rattert ein Maschinengewehr. Dann ist es wieder still. Mechanisch erheben sich die Grenadiere und stampfen weiter durch den Schnee. Der lange Heinrich hinter dem Leutnant und der Gefreite H. in der Mitte — alle seine Sinne sind geschärft. Er hat wohl die besten Augen. Da oben im Bayerischen Wald, wo er zu Hause ist, ist er oft vom Holzschlag in der Dunkelheit nach Hause gegangen. Auf einmal ruft er: „Herr Leutnant, da sind sie!" Mit einem Ruck liegen die 15 Grenadiere wieder auf dem Bauch. Es war höchste Zeit. Die feindliche Sicherung ist höchstens hundert Meter entfernt. Jetzt sieht man sie ganz deutlich näherkommen: fünf, sechs, acht — es können auch zehn Mann sein oder zwölf, wer weiß das bei der Dunkelheit so genau. Noch haben die Bolschewisten nichts gemerkt. Also ruhig weiter liegenbleiben. Regungslos und geduckt verharren die Grenadiere am Boden. Wer kennt dieses Gefühl, in dem man meint, in die Erde zu sinken?

Wir werden uns so teuer wie möglich verkaufen! denkt der kleine H., während er das Seitengewehr aufpflanzt. Mit einem leisen Knack rastet es am Halter ein. Dieses Geräusch wirkt wie ein Signal, wie ein verabredeter Pfiff. Es muß sein, überlegt der Leutnant, und entschließt sich, seine fünf Patronen zu opfern. Jetzt bleibt die Gruppe doch nicht mehr unbehelligt. In kurzer Folge peitschen die Schüsse durch die Nacht — ratsch, ratsch, ratsch . . . Sie haben ihre Wirkung getan. Dann arbeiten die Kolben und die aufgepflanzten Seitengewehre. Blitzschnell werden die Bolschewisten überwältigt. Gellend verhallen die Schüsse einer Maschinenpistole, deren Abzug einer der Bolschewisten umklammerte, als ihn der tödliche Schlag traf. Dann greifen die Grenadiere nach den Waffen der überrumpelten feindlichen Sicherung: zehn automatische Gewehre und 200 Schuß Munition. Und so bewaffnet, nimmt der Leutnant noch einmal seine Gruppe zusammen zum letzten Versuch.

Sie haben Glück. In der Morgenfrühe durchstoßen deutsche Panzer den breiten feindlichen Angriffskeil, und die Verwirrung, die dadurch einen Augenblick entsteht, benutzt die Gruppe, um sich durch die feindlichen Linien endgültig durchzukämpfen. Wenige Stunden später sind die Grenadiere, die bereits als vermißt galten, wieder bei ihrem Regiment.

Erst am Abend hat der Leutnant Gelegenheit, seinen Tarnanzug auszuziehen, und wie durch einen Zufall fährt dabei die Rechte in die rechte Seitentasche der Feldbluse. Ein wenig verwundert bringt er ein kleines Buch zum Vorschein, einen abgegriffenen Band, der mit vielen Bemerkungen versehen ist, als hätte er ihn bereits zu anderer Zeit, Jahre vor diesem Krieg, emsig studiert. Er hatte ihn fast vergessen. Nun blättert er darin herum und entdeckt, wiederum rein zufällig, jene Stelle des Monologs in Schillers Wallenstein, in der es heißt: „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo er dem Weltgeist näher ist als sonst, und eine Frage frei hat an das Schicksal." Solch ein Moment war's... in jener Nacht, als die „eisernen Reserven" des Leutnants sein und seiner Männer Schicksal zum Guten wendeten.



Wie friedlich scheint das Abbild unsrer Welt
Auf einer bunten Kugel dargestellt,
Wo selbst die Farben, die die Staaten führen,
Im Wechselspiel auffällig harmonieren.

Das Bild, das Menschenhand sich schaffte,
Verblaßt jedoch ins Schemen-, Nebelhafte
Vor dem, was täglich, stündlich neu erlebt
Als Schicksal über dieser Erdenkugel schwebt.

Wir, die wir unter diesem Schicksal stehen,
Versagen uns, es so abstrakt zu sehen.
Wir kämpfen. Und das Recht auf Leben
Hat Sinn und Weihe unserm Kampf gegeben.

Gefr. Kurt Milte

10 Fragen, 10 Schlüssel und die Zahl 22

EIN NEUES RÄTSEL FÜR LANDSER VON GEFR. ERICH HAASE

Nachdruck verboten

Ist es richtig . . .?

A. . . . daß es Dampfturbinen mit einer Leistung über 10 000 PS gibt?

B. . . . daß die Galleflüssigkeit in der Leber entsteht?

C. . . . daß das Kapitol in Washington von einer Friedensstatue gekrönt ist?

D. . . . daß man vor dem Hitzschlag besonders stark schwitzt?

E. . . . daß das Geschoß der deutschen schweren 15-cm-Feldhaubitze über 50 kg wiegt?

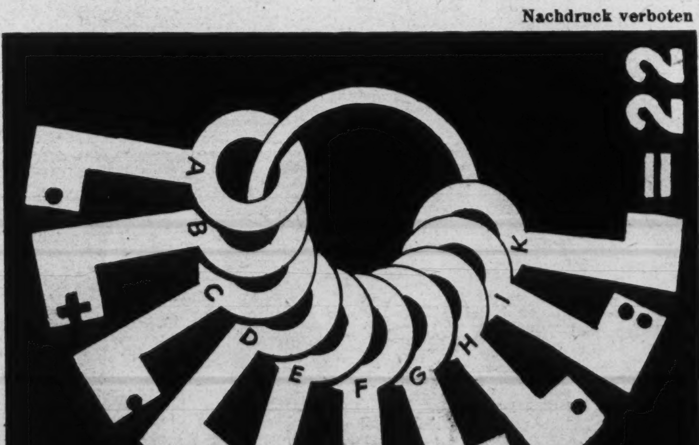
F. . . . daß der Dichter Fr. W. Hymmen schon im vorigen Weltkrieg Soldat war?

G. . . . daß der Gegner Rommels, nämlich der Kommandeur der 8. britischen Armee, Montgomery heißt?

H. . . . daß man vor Ärger Gelbsucht bekommen kann?

I. . . . daß ein Veterinär auf dem rechten Unterärmel ein „V" im Kreis trägt?

K. . . . daß Napoleon 1812 in den Kreml durch jenes Tor einzog, vor dem heute Lenins Mausoleum steht?



Was wirklich schwierig zu beantworten ist, kann durch genaues Nachlesen der einzelnen Aufsätze dieses Heftes gelöst werden.

Und wie löst man nun dieses Rätsel?

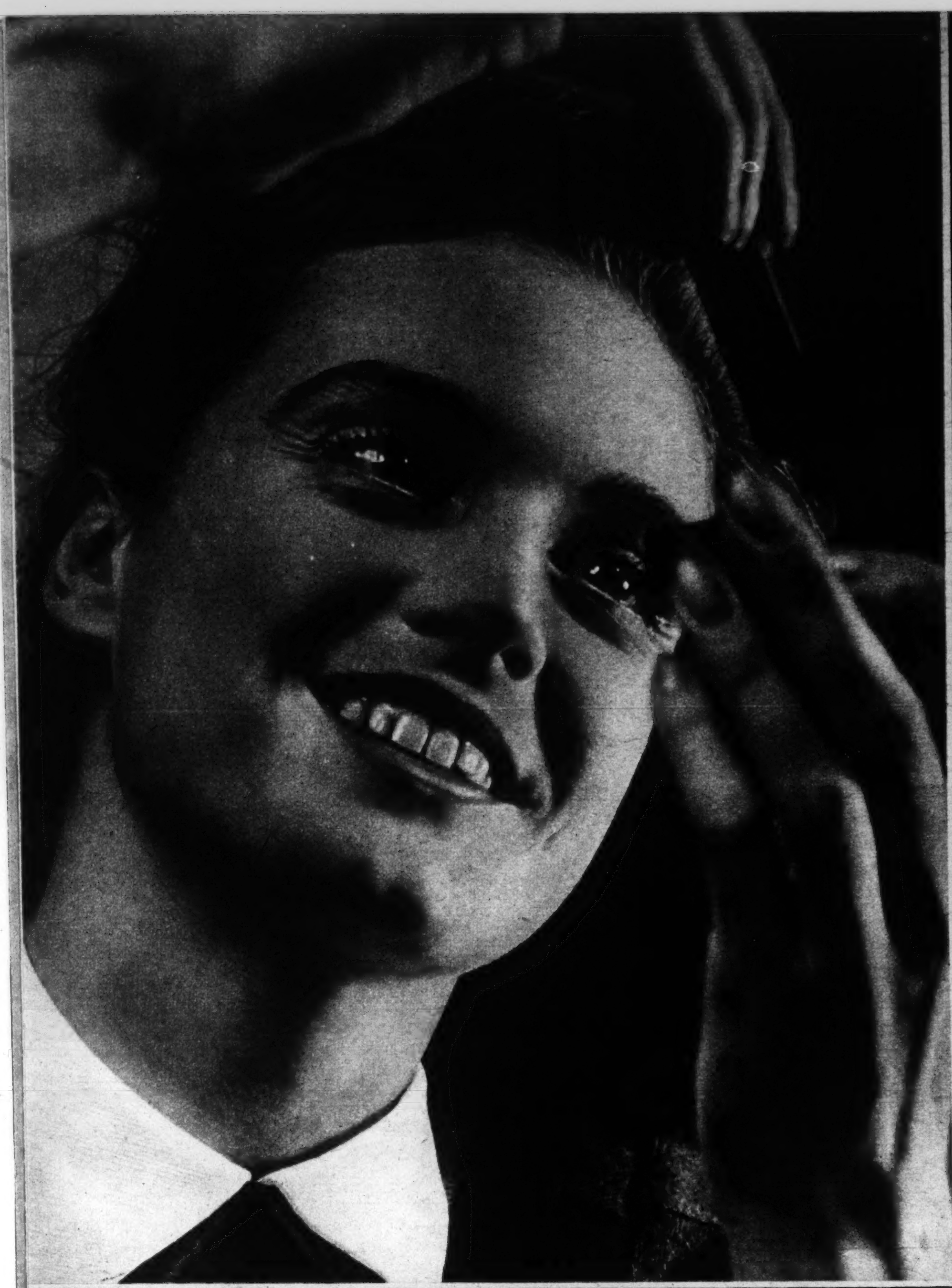
Zu jeder Frage gehört je ein Schlüssel, der, auf einen Ring gezogen, von A bis K ein Schlüsselbund ergibt. Alle verneinten Fragen werden mit ungeraden Zahlen, alle bejahten Fragen mit geraden Zahlen beziffert. In den Bart eines jeden Schlüssels ist ein Rechnungszeichen eingezeichnet. Wird nun Frage A verneint, so wird in den ersten Schlüsselbart vor das Rechnungszeichen die Zahl 1 eingesetzt. Wird die Frage B verneint, so wird in den zweiten Schlüsselbart die Zahl 3 eingesetzt (also die ungerade Zahlenreihe 1, 3, 5, 7, 9 usw.). Bei bejahten Fragen wird, entsprechend der ungeraden Zahlenreihe, die gerade Zahlenreihe 2, 4, 6, 8 usw. eingesetzt. So entsteht aus den eingesetzten Zahlen und den Rechenzeichen eine Rechnung, die, richtig gelöst, die Zahl 22 ergibt. Wer diese Zahl nicht herausbekommen hat, überprüfe die einzelnen Fragen nochmals etwas genauer.

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

A: Rudolf Diesel, geb. 1858, erfand seinen Motor 1893. B: Nein — Fleckfieberbakterien werden auch in Hühnereiern gezüchtet. C: Nein — Deutschland fördert nur rund 30 000 Tonnen Manganerz. D: Das geht selbstverständlich! E: Nein — Friedrich hat Olmütz 1758 nicht bezwungen. F: Jawohl — dieser Satz ist von Clausewitz. G: Nein — der Gewehrlauf hat nur vier Züge. H: Jawohl — Abschuß- und Mündungsknall. I: Nein — Diesel verkaufte nur Eismaschinen. K: Nein — durch den Kot der Laus wird Fleckfieler übertragen.

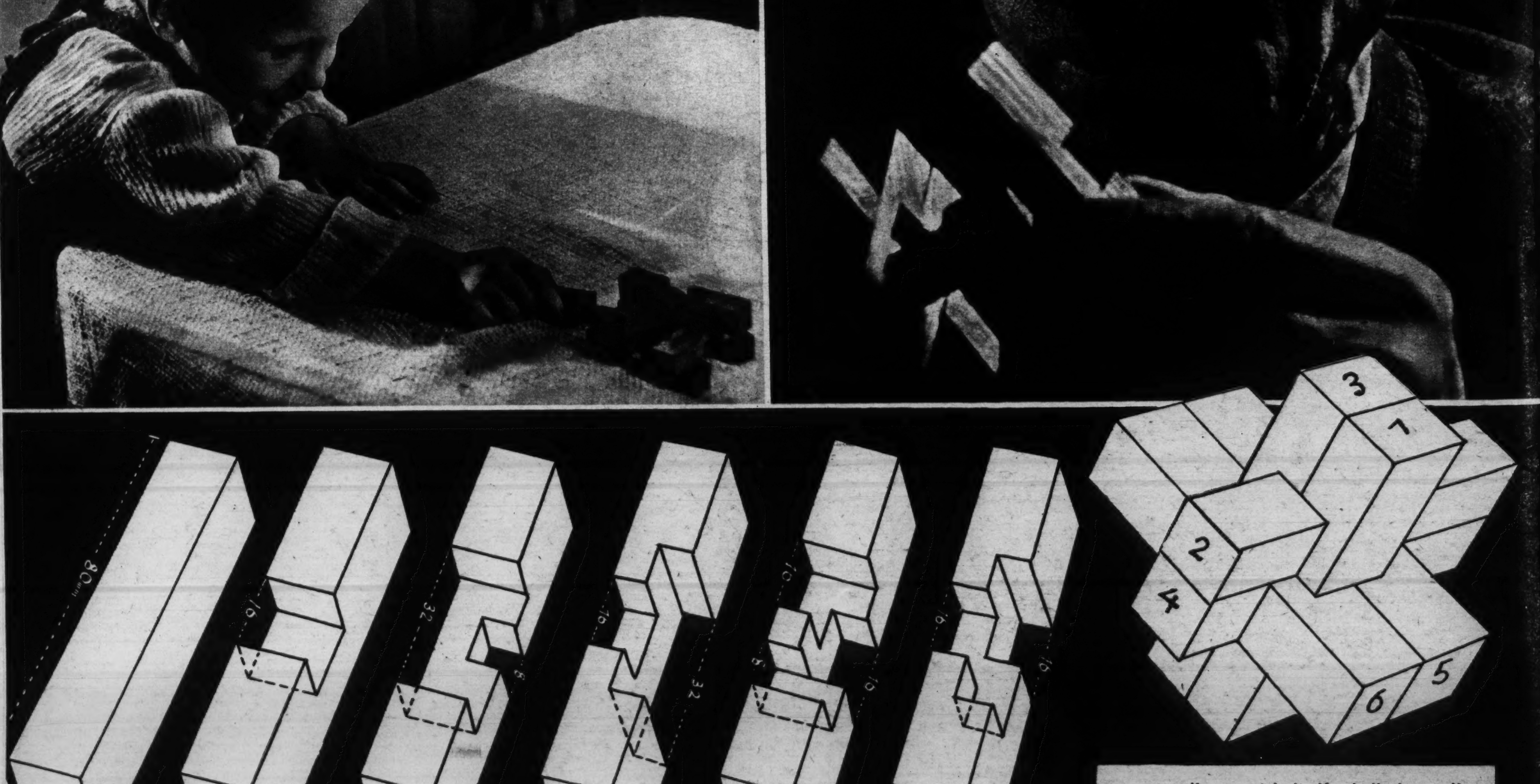
Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 Fernruf: 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin



Knobelei mit Hölzern

„Lieber Mann! Das Fräulein, bei dem ich die Knobelholzer kaufte, sagte, es wäre kinderleicht, sie richtig zusammenzusetzen. Ich habe mich zu Hause in der ersten freien Minute natürlich sofort darangemacht. Denkst Du, ich hatte es fertiggebracht? Unser Fips hat mich ganz verwundert angeschaut, was ich da machte, und ist dann selbst daruber hergefallen. Der kleine Dummerjan, als ob er es besser als die Mutti konnte! Am Abend kam Vater auf einen Guck herein. Ich zeigte ihm die Dinger. Ach, hatte ich es doch nicht getan! Den ganzen Abend war er zu nichts anderem zu bewegen. Und, was sage ich Dir: er hat es geschafft! Du hättest sehen müssen, wie stolz er darauf war. Und dann gelang es ihm ein paarmal hintereinander. ‚Sofort einpacken für Erich!' befahl er. So schicke ich sie Dir also. Ich weiß nicht, ob Du gerade jetzt Zeit und Muße für solch ein Spiel hast. Aber dann und wann wird es doch einmal sein. Dann hol sie aus der Tasche und versuch Dich dran. Ich weiß, Du bist ein ganz Schlauer und wirst den Dreh bald heraushaben!"

Aufnahmen: Doris Haase-Paschke



. . . so stellt man sich die Knobelhölzer selbst her, und so sieht das Kreuz aus, das aus diesen sechs Hölzern zusammengesteckt werden kann